

Predigt zum 4. Sonntag nach Trinitatis, 1. Mose 50,15-21

Von der Vergebung

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist, der da war und der da kommt: Jesus Christus. Amen

„Man kann sich seine Familie nicht aussuchen“, der Mann sitzt vor seiner Kaffeetasse und schaut in die milchbraune Pfütze darin. Graue Haare fallen ihm in die Stirn und lassen Schuppen auf sein schwarzes Jackett rieseln. Er streicht sich die Haare zurück, sieht auf und blickt auf die Frau in den Fünfigern, die ihm gegenüber sitzt. Dann lässt er seinen Blick durch die Gaststube mit den dunkel gekleideten Menschen schweifen. Ungefähr die Hälfte von ihnen ist Verwandtschaft. Der Rest sind Freunde und Bekannte. Sie sitzen in Gruppen an den Tischen, essen Butterkuchen und heben ab und zu die Thermoskannen, um zu sehen, ob noch Kaffee da ist. Manche reden noch über Vater, der nun seit knapp zwei Stunden neben seiner Frau auf dem Friedhof liegt. Bei anderen ist das Gespräch schon bei der Arbeit, der Politik oder den Enkelkindern.

„Man kann sich seine Familie nicht aussuchen“, wiederholt er mit Nachdruck. „Du wirst geboren und dann ist die Familie schon da. Vielleicht kriegst du noch Geschwister oder einen Stiefvater, aber darauf hast du keinen Einfluss. Und ob sie dich unterbuttern oder du Mutters Nesthäkchen wirst, entscheidest du auch nicht selbst.“ Die Frau ihm gegenüber schweigt und überlegt, ob sie sich schuldig fühlen soll, weil sie das Nesthäkchen gewesen ist.

„Nicht jeder kriegt die Familie, die er verdient“, setzt er hinzu. „Überhaupt kriegen die meisten nicht das, was sie verdienen. Jedenfalls, wenn „verdienen“ bedeutet, dass man dafür was getan hat. Du kriegst vielleicht Geld für deine Arbeit. Aber „verdienen“? Wenn du den Betrieb deines Vaters erbst und der läuft gut und du kaufst dir einen Mercedes – nicht mal dann hast du dir den komplett verdient. Und wenn du studierst, weil dir deine Eltern in der Schule geholfen und immer schöne Bücher für dich gekauft haben – hast du das dann etwa mehr verdient als der Michi aus deiner Klasse, der schon als Zweijähriger Stubenarrest gekriegt und später nicht mal seinen Hauptschulabschluss geschafft hat? Was verdient man überhaupt im Leben? Dass du Krankheiten kriegst und dein Kind einen Unfall hat?“ Seine Stimme bricht kurz weg. Dann fängt er sich wieder. „Ich sag dir was. Das eigentliche Problem ist, dass die Leute nicht wahrhaben wollen, dass sie sich fast nichts in ihrem Leben verdient haben. Ihren Erfolg, ihr Haus, ihr Auto, ihre Frau, ihre Gesundheit. Nimm dir einen beliebigen Lebenslauf. Und dann lass mal plötzlich den liebevollen Papa weg. Oder die tolle Oma, die sich immer gekümmert hat. Oder den tollen Deutschlehrer. Die Ehefrau, die

kostenlos den Haushalt und die Kinder versorgt. Oder nimm den Zufall weg, dass du in Deutschland geboren bist und nicht in Somalia. Und so weiter. Und dann merkst du, dass du fast nichts von all dem Mist selbst verdient hast. Dass total viel Glück eine Rolle spielte, wenn's dir gut geht. Aber das wollen die Leute ja nicht wahrhaben. Weil das an ihrem Selbstbewusstsein kratzt. Und wenn sie sich eingestehen würden, dass man das meiste unverdient geschenkt bekommen hat, müssten sie ja vielleicht zu dem Schluss kommen, dass man auch mal was abgeben könnte. Wenn man schon nicht gerecht teilt. Weil noch nie gerecht geteilt worden ist.“ Seine Stimme wir bitter.

Die Frau sieht an ihm vorbei zu einem Mann, der zwei Tische weiter sitzt. Er hat den Gesichtsausdruck eines angemessen trauernden Sohnes. Aber er wirkt nicht trostbedürftig. Er wirkt überhaupt nicht bedürftig, sondern kümmert sich um die Leute um ihn herum. Obwohl er auf die sechzig zugeht, sieht er attraktiv aus in seinem dunklen Anzug und strahlt Selbstsicherheit und Zugewandtheit aus. Er wirkt wie der Gastgeber hier, dabei haben sich seine vielen Geschwister um alles hier gekümmert. „Hast du mal mit ihm geredet?“, fragt sie. „Ich bin doch nicht blöd!“, entgegnet er. „Es hat sich nichts geändert. Es ist genau wie früher. Einer ist der Prinz und die anderen liegen ihm zu Füßen.“

Lassen Sie uns für einen Moment aus der Geschichte herausspringen.

„Einer ist der Prinz“, das kennt man. Manchmal ist es der kleine Bruder, manchmal der Kollege in der Firma, manchmal die Nachbarin. Der Prinz kriegt meistens, was er will. Er weiß, wie man sich bei denen, die Einfluss haben, lieb Kind macht. Die anderen müssen eben zusehen. Manchmal ist das nur anstrengend, aber richtig weh tut es unter Geschwistern.

Wer sich in der Kindheit ungerecht behandelt fühlt, vergisst das nicht. Im Gegenteil. Oft wird es schlimmer mit zunehmendem Alter. Alle Gefühle von Ungerechtigkeit und Zurücksetzung sind wieder da. Und al die Fragen. „Hast du meine Schwester wirklich mehr gemocht als mich? Oder hat es nur so ausgesehen?“ „Warum hat unser Bruder den Betrieb allein geerbt und nicht wir alle zusammen?“ „Hatten wir anderen deine Zuneigung nicht verdient?“ Wenn man das aber nicht mehr die Eltern fragen kann, weil sie inzwischen gestorben sind, muss man wohl oder übel ohne Antwort weiterleben. Und sich Fragen, wem man jetzt die Schuld für das alles geben soll.

In der Geschichte von Josef und seinen Brüdern scheint verhältnismäßig klar, wer die Bösen und die Guten sind: Die Bösen sind die Geschwister, die das Lieblingskind ihres Vaters nach Ägypten in die Sklaverei verkauft haben. Sie haben sich von ihrer Eifersucht zu einem Verbrechen hinreißen lassen und ihren Vater belogen und getäuscht. Ihr Bruder Josef dagegen ist der Gute, Edle, der unschuldig zum Sklaven wird, durch

eine Intrige im Gefängnis landet, aber dann doch wie Phönix aus der Asche steigt und das Leben eines großen Patriarchen führt. Er kann es sich am Ende sogar leisten, seine ganze Großfamilie mitzuversorgen. Wir haben es in der alttestamentlichen Lesung heute schon gehört:

Wenn man nun das Evangelium noch im Ohr hat, verliert die Josefsgeschichte plötzlich etwas von ihrer märchenhaften Eindeutigkeit. „Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge und nimmst nicht wahr den Balken in deinem Auge?“ Einen Splitter im Auge hat auch Josef. Er hatte ja früher offenbar keine Schwierigkeiten damit, das Lieblingskind zu sein und bevorzugt zu werden. Im Gegenteil. Er zeigte sein Überlegenheitsgefühl und seine Herrschaftsträume deutlich genug. Natürlich ist das nicht halb so schlimm wie der Verkauf des eigenen Bruders, aber die feine Art ist es auch nicht gerade. In Wirklichkeit hat nicht nur Josef seinen Brüdern etwas zu vergeben, sondern auch umgekehrt. Genau genommen hätte auch der Vater, der seinen Lieblingssohn so schamlos bevorzugt hat, die Vergebung seiner Kinder nötig gehabt. Lässt sich das überhaupt alles ausräumen, wie es in der biblischen Geschichte behauptet wird? Oder wird hinter der nackten Existenzangst, die Josefs Brüder zur Unterwerfung treibt und sie aus Angst einen Versöhnungswunsch des alten Vaters erfinden lässt, die alte Eifersucht weiterschwelen? Hat vielleicht Josef seinen Brüder am Ende so bereitwillig versorgt, nicht, weil er es sich leisten konnte, sondern weil er eingesehen hat, dass er ihnen auch etwas schuldig geblieben ist? Und weil er es nicht über die Lippen brachte, dass er auch auf ihre Vergebung angewiesen ist und nicht nur sie auf seine?

Nur in den ganz extremen Fällen sind Schuld und Vergebung einseitig verteilt. Im normalen Familienleben ist es meistens komplizierter. Meist sieht an die größere Schuld bei anderen und bei sich selbst die kleinere – wenn überhaupt. Man glaubt zu wissen, was man selbst verdient hätte und was der andere verdient hätte. Nur: der andere glaubt es auch zu wissen. Bloß andersherum. Deswegen warten beide auf den ersten Schritt des anderen. Vergeblich.

Der gedämpfte Lärm in der Gaststube nimmt ab. Langsam leert sich der Raum. Noch immer sitzt der Mann am Tisch und hält sich an der kalten Kaffeetasse fest. Die Frau ihm gegenüber legt ihm die Hand auf den Arm. „Es tut mir leid, dass ich das Nesthäkchen war“, sagt sie. „Ich fand es schön, von allen verhätschelt zu werden, aber ich habe nicht darüber nachgedacht, dass es dich oder euch kränken könnte.“ Überrascht sieht er auf. „Aber ich meinte gar nicht dich“, sagt er. „Du musst dich doch nicht entschuldigen. Ich meinte ihn.“ Er sieht zu seinem Bruder hinüber. Dieser wirkt

inzwischen nicht mehr so attraktiv und selbstbewusst wie noch vor einer Viertelstunde. Die Freunde der Familie haben sich verabschiedet. Niemand ist mehr da, um den sich der gut gekleidete Mann kümmern kann. Der letzte Mensch, dessen Lieblingskind er gewesen ist, ist unter der Erde. Und obwohl alle seine Geschwister noch da sind, sitzt er jetzt allein und spielt mit den Krümeln auf der Tischdecke. Trotz seiner augenscheinlichen Einsamkeit scheint er noch nicht gehen zu wollen.

Seine Schwester bemerkt es auch. Dann sieht sie ihr Gegenüber an. „Vielleicht bin ich nicht die, die sich entschuldigen muss“, sagt sie. „Aber vielleicht kann er auch nicht so viel dafür, wie wir denken. Vielleicht konnten nicht mal unsere Eltern so viel dafür. Du hast schon Recht: Was verdient man schon in seinem Leben! Unser verkorkstes Verhältnis haben wir alle nicht verdient. Deswegen kann genauso gut ich den Anfang machen.“

Amen